

Wegworte

*Die Wochensprüche
des Kirchenjahres ausgelegt*

*Okuli
(3. Sonntag der Passionszeit)*

calwer

Okuli (3. Sonntag der Passionszeit)

*Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück,
der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.*

Lukas 9,62

Pflügen – vollends ohne Motorpflug – ist eine schwere Arbeit. In meiner Kindheit habe ich manchem Bauern beim Pflügen zugesehen. Er stemmt sich auf den Pflug, damit er ins Erdreich eindringt. Dumm, wenn er immer wieder auf große Steine oder Baumwurzeln stößt. Er muss das Zugvieh – bei Laune halten und so leiten, dass es jeweils an dem Punkt ankommt, den er ins Auge gefasst hat. – Einen Ochsen gab es in meinem Heimatdorf nicht, auch fast keine Pferde, TBC-geschädigte Kühe zogen den Pflug. Sieht der Bauer nach links und rechts oder gar nach hinten, so macht er krumme Furchen. Das Ergebnis wäre ein aufgewühltes Schlachtfeld statt eines ordentlich gefurchten Ackers, in den man säen kann.

Das Wort aus Lukas 9,62 steht im Zusammenhang mit zwei anderen Auskünften Jesu, die uns schroff erscheinen: Ein Mensch will Jesus nachfolgen. Aber Jesus sagt zu ihm (Lk 9,58): »Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege!« Das heißt, du wirst heimatlos wie Kain. Auch zwischenmenschlich. Auch geistig. Willst du dir das antun?

Zu einem anderen, dem gerade der Vater gestorben ist, sagt Jesus: »Folge mir nach!« Der Mann will. Aber er will zuerst seinen Vater begraben, wie das seine Pflicht ist. Und eigentlich hätte Jesus nicht lang auf ihn warten müssen. Noch heute ist es in Israel so, wie meine Tochter Eva es im Altenheim in Haifa erlebt hat: Der Mann, der beim Frühstück gestorben ist, wird nach dem Mittagessen begraben. Was antwortet Jesus auf diesen selbstverständlichen Wunsch? »Lass die Toten ihre Toten begraben, geh du aber hin und verkündige das Reich Gottes!« (Lk 9,60). Er stößt mit diesem Wort hart an die Grenze dessen, was wir verstehen. Offenbar meint er, den verstorbenen Vater

könnten andere begraben, die nichts Wichtigeres zu tun hätten. Du speziell sollst jetzt nicht deinen Hut vor dem Tod lüpfen. Du sollst den Sieg des Lebens bekannt machen. Erfülle diese Aufgabe sofort!

Ein wenig erinnert mich dieses Drängen Jesu an meine fixe Mutter. Wenn ich als Junge etwas tun sollte und ein lang gezogenes »Gleich« rief, dann kam prompt die Antwort: »Nicht gleich, sondern sofort!«

Und dann der Dritte, der von selbst den Entschluss fasst, Jesus nachzufolgen. Aber er will in aller Form vorher Abschied nehmen von denen, die in seinem Hause sind. Und Jesus? »Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes« (Lk 9,62). Hätte das Abschiednehmen jenen zur Nachfolge Bereiten noch wankelmütig gemacht? Wenn die Freunde ihm gesagt hätten, was er ihnen bedeute? Wenn sie miteinander zurückgeblickt hätten auf gute und auf schwere Tage, die sie miteinander durchgestanden haben? Abschiede haben ihre eigene Poesie der Wehmut, so dass nach einem solchen Abschied mancher wie benommen ist, weil sein Herz sich noch nicht gelöst hat.

Heißt dieser Wochenspruch, dass wir in unserem Leben keine Erinnerungskultur pflegen, kein Fotoalbum anlegen, kein Jubiläum feiern, keine Memoiren schreiben sollen? Heinrich Böll sagt einmal, Pilatus sei der Schutzheilige all derer, die ihre Memoiren schreiben. Die Beobachtung trifft nicht nur Politiker. Auch die Autobiographien von bedeutenden Kirchenmännern machen oft den Eindruck, als wollten sie ein für allemal klarstellen, dass sie alles zuletzt so recht gemacht haben. Aber ist es nicht eine Chance, aus dem, was wir erlebt haben, zu lernen und anderen die Gelegenheit zu geben, aus unserem Lernen zu lernen?

Und soll es im deutschen Volk keine Erinnerungskultur geben? Soll nicht gerade die Kirche hier einen besonderen Auftrag haben – am 9. November, am Volkstrauertag und am 3. Oktober? Ist ein Volk, das seine Vergangenheit vergisst, nicht in der Gefahr, sie wiederholen zu müssen? Liegt nicht im Erinnern das Geheimnis der Erlösung? Und überhaupt, stimmt das Wort nicht: Nur wer um seine Herkunft weiß, gewinnt seine Zukunft? Geschichtslosigkeit ist doch oft eine Form von Leichtsinn und Dummheit.

Und sollen wir uns nicht in das Leben von Christenmenschen ver-

tiefen, die den Glauben an Jesus Christus unter großen Schwierigkeiten bewährt haben? Sollen wir nicht ergründen, wo die Quellen ihrer Kraft lagen und wie sie klug wurden, die Geister zu unterscheiden?

Schließlich: Ist nicht unser ganzes Bibellesen ein Blick zurück in die Geschichte Gottes mit seinem Volk, auf die Geschichte Jesu mit seinen Jüngern, auf die Apostelgeschichte und das, was die Apostel den Gemeinden geschrieben haben?

Das Wort »Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes« will uns nicht abhalten vom Rückblick auf die Geschichte Gottes mit seinem Volk und mit einzelnen Menschen. Jesus selbst hat in diesem ständigen Rückblick gelebt. Aber wir sollen uns nicht fixieren lassen durch das, was war. Wenn wir etwa aus den Biographien von Personen lernen, wie wir unseren Weg gehen können, dann doch nicht so, dass wir ihren Weg nachahmen sollten. Tun wir das, dann sind wir nicht geschickt zur Gottesherrschaft. Gott arbeitet nicht mit Imitationen, sondern mit Originalen. Martin Buber berichtet in seinen Chassidischen Geschichten von Susja von Hannipol, der gesagt hat: »Am Jüngsten Tag werde ich nicht gefragt: Susja, warum bist du nicht Mose gewesen? Warum bist du nicht Elia gewesen? Ich werde gefragt: Susja, warum bist du nicht Susja gewesen?« Gott hat mit jedem von uns seine unverwechselbare Geschichte. Wir sollen uns nicht gegen sie sperren, weil wir gern die Geschichte eines anderen wiederholen wollen.

Oder: Es gibt eine Ausrichtung an einem Gemeindemodell, wie es etwa in der Apostelgeschichte beschrieben wird, das uns daran hindert, im 21. Jahrhundert auftragsgemäß so christliche Gemeinde zu sein, dass wir »Salz der Erde« sein können. Gottes Geist führt uns voran und konserviert uns nicht als ein Modell. Wenn wir uns auf ein vergangenes Modell fixieren, dann werden wir eine museale Existenz führen wie etwa die Hutterer in Nordamerika. Wir werden in unserer exotischen Art vielleicht manchem Menschen imponieren, werden aber nicht wirklich einwirken können auf die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts.

Das gilt auch für unsere Vision vom Europa der Zukunft. Mancher Vertreter des christlichen Abendlandes hat ein Wunschbild von Europa, das dem der Schrift von Novalis »Die Christenheit oder

Europa« entspricht. Es verklärt eine mittelalterliche, von einer ungeteilten Kirche geprägte Gesellschaft. Das neue Europa hat verschiedene geistige Quellen. Erst wenn wir das anerkennen, können wir daran erinnern, dass ein Europa, das sich seiner Wurzeln schämt und sie ängstlich verschweigt, trotz allen Absingens von »Freude, schöner Götterfunken« auch künftig nur ein seelenloses Wirtschaftsgebilde bleiben wird, das den Völkern nichts zu sagen hat.

In unserer Landeskirche sehen wir gern auf die Jahre 1552 bis 1568 zurück, in denen Herzog Christoph zusammen mit Johannes Brenz das Herzogtum Württemberg zu einem Musterstaat und europäischen Modell gestaltet hat. Damals war Württemberg dabei, ein Musterlände zu werden. Wir sehen an diesen Jahren, was eine gute Zusammenarbeit zwischen einer vom Evangelium geweckten Kirche und einem Land, das sich raten lässt, bringen kann. Es hat aber keinen Sinn, wenn wir an diesem Modell für unser Gegenüber zum Land Baden-Württemberg Maß nehmen. Und wir dürfen nicht grollen, wenn unser Staat uns nicht die Rolle überlässt, die Herzog Christoph einst Johannes Brenz überlassen hat. Wer vergangenen Vorrechten nachtrauert, ist nicht geschickt zum Reich Gottes.

Oder: Mancher von uns denkt gern an die Zeit zurück, in der er Jugendarbeit gemacht hat. Und je weiter sie zurückliegt, desto lieber verklären wir sie. Goldne Abendsonne, wie bist du so schön! Es bringt aber denen, die heute einen Weg für die Jugendarbeit suchen, gar nichts, wenn sie bei uns die Erwartung spüren, sie sollten es machen wie wir.

Oder: Ein Ruheständler – das soll es bei Pfarrern i. R. oft geben – erlebt mit wachsendem Befremden den Weg der Gemeinde, zu der er nun gehört. Und er empfiehlt denen, die jetzt die Verantwortung tragen, es so zu machen, wie er es gemacht habe. Seine Sätze beginnen jeweils mit »Zu meiner Zeit ...« So ist er aber nicht geschickt zur Gottesherrschaft, die dafür sorgt, dass wir »nicht zweimal in den gleichen Fluss« steigen. Gott will Neues schaffen. Und er braucht Leute, die in einer gewissen Neugier darauf in die Zukunft gehen.

Nicht umsonst wurde Hermann Hesses Gedicht »Stufen« so populär. Es steckt etwas von der Hoffnung auf das Reich Gottes drin in diesem »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne« und »Des Le-

bens Ruf an uns wird niemals enden...Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!«

Okuli heißt der Sonntag, zu deutsch »Augen«. Das erinnert an Psalm 25,16: »Meine Augen sehen stets auf den Herrn; denn er wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen.« Dieses Netz könnte auch unsere Verhaftung in die Vergangenheit sein, aus dem Gott unsere Füße befreien will.